

Hans Waldmann

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Neujahrsblatt / Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen**

Band (Jahr): **111 (1933)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Hans Waldmann.

Die Schweiz ist nicht ein Boden, auf dem Staatsmänner großen Stils gedeihen und ihre Geisteskräfte zur Wirksamkeit bringen können. Dazu sind unsere Verhältnisse zu klein und für eine ins Große wirkende Betätigung zu eng. Gilt das schon für die Eidgenossenschaft als Ganzes, so noch mehr für die einzelnen Kantone. Unter den seltenen Ausnahmen möchte in erste Linie der Reformator von Genf, Johannes Calvin, zu stellen sein, der Schöpfer und Träger einer wirklich großartigen staatsmännischen Idee, vermöge deren er aus Genf eine neue Schöpfung gemacht hat, jenen merkwürdigen, fast hierarchischen Staat, der auf geistigem Gebiete und durch seinen geistigen Einfluß auf die Nachbarländer eine Großmacht geworden ist.

Unwillkürlich sträubt sich der Patriotismus der schweizerischen Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber gegen diesen doch so natürlichen und erklärlichen Mangel; er will nicht nur Kriegshelden haben, sondern auch Staatsmänner, und nun treten ihm in der Schweizergeschichte ab und zu Persönlichkeiten entgegen, die schon auf ihre Zeitgenossen einen bedeutenden Eindruck gemacht und eine dominierende Rolle gespielt haben; aus diesen formt er die großen Staatsmänner der Schweiz. Im ganzen doch wohl mit Unrecht. Ohne Zweifel sind es hervorragende Geister, sonst hätten sie solchen Einfluß nicht erlangen können; aber schöpferische Ideen, wahrhaft staatsmännische Gebilde haben sie nicht hergestellt. Unter die ersten dieser Art von Persönlichkeiten wird der Bürgermeister von Zürich, Hans Waldmann, gezählt werden dürfen. Er ist von der schweizerischen Geschichtsforschung seit Johannes von Müller, namentlich durch Bluntschli, mit einem Nimbus umgeben worden, den auch die neueste, objektiver gewordene Geschichtsschreibung nur sehr schüchtern zu verwischen gewagt hat. Ich gedenke nicht, diesen Nimbus ganz zu entfernen. Waldmann ist eine so eigenartige Persönlichkeit, eine Herrschernatur vom Scheitel bis zur Zehe, der sich alle, selbst wenn sie dabei vor Wut knirschen, unterwerfen, bis er an Überspannung seiner Gewalt zugrunde geht, daß man ihn hoch einschätzen muß. Und wenn es überflüssig erscheinen möchte, ihn, den schon so viel in Geschichte und

Drama, in Wort und Bild Geschilderten und populär Gemachten, hier noch einmal vorzuführen, so mag mich entschuldigen, daß solche Persönlichkeiten förmlich dazu herausfordern, sie und ihr tragisches Schicksal immer besser zu erklären und zu verstehen.

Hans Waldmann wurde als Sohn eines Bauern in der ersten Hälfte der Dreißigerjahre des 15. Jahrhunderts (vor 1435, das genaue Jahr ist nicht ermittelt) zu Blikensdorf im Kanton Zug geboren. Seine Mutter, als Zürcherin geboren und schon vorher in erster Ehe mit einem Zürcher verbunden, heiratete nach dem bald nach der Geburt Waldmanns erfolgten Tode ihres Mannes zum drittenmal, wieder einen Zürcher, und siedelte nach Zürich über. So kam Waldmann als acht- oder neunjähriger Junge nach Zürich, kaufte sich 1452 in das Bürgerrecht ein und erlernte in der Folge das Gerberhandwerk. Aber durch seine Mutter in günstige Vermögensverhältnisse gestellt, auch mit einer für jene Zeit guten Schulbildung ausgestattet, des Lesens und Schreibens wohl kundig, war er kraft seiner unbändigen Natur dem Handwerk nicht geneigt; ihn zog das ungebundene und wilde Treiben des Söldnerdienstes an; er beteiligte sich gegen das Verbot der Regierung an einer Fehde gegen den Abt von Kempten 1460, wurde dafür nach glücklich bestandnem Zuge in Zürich gefangen gesetzt und gebüßt, ohne seine Kriegslust zu verlieren, und tat sich bald in dem Thurgauer Zuge und in dem Mülhauserkriege als Fähnrich durch tüchtige und feste Waffenführung hervor. Freilich gewöhnte er sich dabei auch die Zügellosigkeit der Reisläufer an, die, wie sein Biograph Füssli berichtet, ihn in Zürich zum Schrecken aller Wirte und Stubenknechte und allen Weibern und Töchtern gefährlich machte. Wurde er für seine Ausgelassenheiten getürmt, was etwa der Fall war, so schadete ihm das nichts an seiner Beliebtheit, ja Popularität, die er sich durch seine schöne Gestalt, seine Schlagfertigkeit in der Rede, seinen großen Verstand und seine Freigebigkeit mehr und mehr gewann. Denn er hatte sich auch in eine ökonomische Lage gebracht, die ihn in den Stand setzte, sein Handwerk an den Nagel zu hängen und unabhängig von Geldsorgen sich öffentlicher Tätigkeit zu widmen. Mit dem Einsiedler Amtmann Ulrich von Edlibach bekannt geworden, heiratete er nach dessen Tode seine Witwe, kam dadurch zu Vermögen und einträglichen Vogtsstellen, fing einen ebenso ertragreichen Eisenhandel an und machte sich bei dem gemeinen Manne beliebt, bei dem bessern Handwerkerstande aber verdächtig; man warf ihm unlautere Geschäftsführung und namentlich Vergreifen an Vogtsgut vor, und daran scheiterte auch mehrmals seine Wahl zu Zunftmeisterstellen, um die er sich

eifrig bewarb. 1473 wurde er aber doch Zunftmeister; er hatte sich durch alle Strafen für Ehrbeleidigungen und tätliche Verletzungen, die ihn ab und zu in den Wellenberg gebracht hatten, durchgeschlagen und seine Feinde durch sein Geld, seine Bravour und die ganze muntere Energie seines Charakters, wie Füssli sagt, zum Schweigen gebracht. Und jetzt reiften die für die Eidgenossenschaft so verhängnisvollen Ereignisse, die den Namen Hans Waldmanns durch die ganze Schweiz berühmt machten und den Träger dieses Namens in die erste Reihe der schweizerischen Politiker stellten: die Burgunderkriege.

Die Kriegserklärung an Herzog Karl von Burgund hatte Bern, oder eigentlich der die Bernische Politik beherrschende Schultheiß Niklaus von Diesbach, den Mitständen förmlich abgenötigt, und man kann fast sagen: abgelistet. Mit dem Mittel der französischen Pensionsgelder hatte er die tonangebenden Persönlichkeiten der innern Schweiz dafür gewonnen; sie wagten zwar vielfach nicht, die Angelegenheit an ihre Landsgemeinden zu bringen, gaben Diesbach aber immerhin so weitgehende Zusicherungen, daß dieser es wagen konnte, dem Herzog namens der Eidgenossenschaft den Absagebrief zu senden. Aber populär wurde der Krieg in der Schweiz nicht; widerwillig leisteten die innern Orte die Bundeshilfe, zu der sie Bern mahnte, und nach der Schlacht bei Grandson trat für Bern eine recht gefährliche Lage der Verhältnisse hervor. Die Schlacht bei Grandson hatte den Kriegseifer der Schweizer vollends gedämpft; die große Beute entschädigte nicht für die nicht unbedeutenden Verluste und für den im Grunde nicht erheblichen kriegerischen Erfolg; man hielt sich nicht zu weiterer Bundeshilfe verpflichtet und zog wieder heim, nachdem man bloß die Besatzung von Murten etwas verstärkt und nach Freiburg 1000 Mann unter Hans Waldmann gelegt hatte. Dadurch kam Bern in eine höchst gefährliche Situation. Denn Herzog Karl zog sein Heer, das ohne großen Verlust bei Grandson mehr zersprengt als vernichtet worden war, rasch wieder zusammen und erschien vor Murten, um nach Eroberung dieses Platzes geraden Wegs auf Bern loszugehen. Das hatten die Berner kommen sehen; überrumpelt wurden sie dadurch nicht, hatten schon seit Monaten die Eidgenossen gemahnt, waren aber immer auf die Entschuldigung gestoßen, es liege noch keine Bedrohung des eidgenössischen Gebietes vor. Jetzt auf einmal war diese Bedrohung da, schon streiften burgundische Scharen über Aarberg, Laupen und Gümminen hinaus; Murten schien unhaltbar geworden zu sein; da erst rafften sich die Eidgenossen auf zur Hilfe für das schwer bedrängte Bern. Aber ob sie noch zur rechten Zeit anlangen würden, war fast

nicht mehr zu hoffen. In Bern war die Furcht und Angst auf den Gipfel gestiegen.

In dieser Not zeigt sich Hans Waldmann von der glänzendsten Seite. Er lag also mit seiner kleinen Besatzung in Freiburg, machte von da aus kecke Ausfälle und beutebringende Streifzüge, übersah aber keineswegs das heranziehende Gewitter und mahnte schon seit dem Mai 1476 Zürich in dringenden Briefen zur Absendung seines Kontingentes. Und welch getroste Zuversicht spricht aus seinen Briefen: „Wenn wir 6—7000 Mann hätten, wir wollten mit Gottes Hilfe den Herzog und sein Volk angreifen und aus dem Lande schlagen; darüber wollt ich Leib und Gut wetten, denn sie warten nirgends auf uns. Der Mann ist unser eigen, und wir besorgen nur, daß er uns gleich entfliehe.“ Und nochmals am 17. Juni: „Gnädige Herren, befördert euch mit dem Auszug, daß ihr nicht die Hintersten seid; denn habet keinen Zweifel, die Leute sind alle unser eigen. Wir wollen sie mit Gottes Hilfe alle töten, daß uns niemand entrinne.“ Aber zu seiner großen Betrübnis hielten die Zürcher immer noch zurück, und Waldmann besorgte, daß der Herzog den Eidgenossen die Schlacht vor der Ankunft der Zürcher aufnötigen werde. Also zog er nach neuer Mahnung mit seinem Kontingent nach Gümminen, dem Sammelpunkt des Heeres, um beim Hauptquartier für Aufschub tätig zu sein. Da traf ihn die Nachricht, daß 2000 Zürcher auf dem Marsche seien. Sofort er auf nach Bern, sie zu empfangen und unverzüglich weiter zu führen. Am 21. Juni nachmittags 4 Uhr kam die Mannschaft in Bern an, müde und hungrig; denn sie waren in drei Tagen von Zürich nach Bern marschiert. Waldmann glaubte, ihnen eine Nachtruhe gönnen zu müssen, worüber in der Stadt große Bestürzung entstand. Frauen und Männer zogen barfuß in Prozession zur Kirche, weinten wie die Kinder und riefen den Zürchern zu: „O fromme, biedere Leute, leget euch nicht nieder, sondern ziehet vorwärts, denn unsere Leute haben große Noth.“ Da entschloß sich Waldmann, noch vor Mitternacht zum Aufbruch blasen zu lassen. Die Stadt war hell erleuchtet und in den Lauben waren Tische mit Eswaren aufgestellt, daran sich die Zürcher noch stärkten; dann ging es unter strömendem Regen in stockfinsterer Nacht durch beschwerlichen Weg nach Gümminen, wo er die Frühmesse halten ließ; darauf rückte er gegen Murten und stieß mit Tagesgrauen zu den Eidgenossen. Da wurde man zu Rat, sofort zum Angriffe zu schreiten. Nach Rittersitte wurde hervorragenden Männern noch der Ritterschlag erteilt, unter ihnen war Hans Waldmann; ihm wurde zugleich die Anführung des Gewalt-

haufens übertragen, und der überraschte Feind wurde nach der Überwindung der ersten und hauptsächlichsten Schwierigkeit, dem Durchbrechen des Grünhags oder Palissadenzaunes, hinter dem das Geschütz postiert war, ohne weiteren nachhaltigen Widerstand zermalmt oder in die Flucht gesagt und fiel unter der Wucht des unaufhaltsam hereinbrechenden Gewalthaufens.

Das ist der äußere Verlauf der Dinge, vor und in der Schlacht bei Murten. Aber wir können nicht dabei stehen bleiben, sondern müssen nun die Handlungsweise Waldmanns nach ihren inneren politischen Beweggründen und ihrem politischen Erfolge für die Stellung nicht nur seiner Person, sondern Zürichs in der Eidgenossenschaft würdigen.

Vorerst einmal das: Die feste und zuversichtliche Art, in der er seit Monaten von der Vertilgung des Burgunderheeres spricht, könnte, zumal verglichen mit der ohne zur Verzagttheit neigenden Angst der sonst doch auch nicht leicht erschreckbaren Berner, fast den Eindruck eines bramarbasierenden Übermutes erwecken, wie sich Waldmann einen solchen in seinem wilden Kriegsleben vergangener Jahre hätte angewöhnen können. Es kann aber auch etwas anderes dahinter stecken: eine hohe militärische Einsicht sowohl in die Leistungsfähigkeit des burgundischen Heeres als in die Feldherrnbefähigung des Herzogs Karl. Waldmann war schon bei Grandson mitgewesen. Er hatte da miterlebt, wie die Burgunder, sobald der Gewalthaufe der Eidgenossen auf der Wahlstatt erschien, von panischem Schrecken ergriffen sich in wilde Flucht auflösten. Von Lausanne, wo sich das burgundische Heer wieder sammelte, kamen Berichte, wie mutlos es sei, wie unter seinen verschiedenartigen Beständen stete Raufereien stattfänden; wie wenig der Herzog es in seiner Hand habe, hatte schon Grandson bewiesen. So durfte Waldmann wohl einen glänzenden Sieg erwarten, wenn Murten lang genug widerstand, um den heranziehenden Befreiern Zeit zu lassen, sich zu vereinigen; denn dann waren die Eidgenossen dem burgundischen Heere auch an Zahl überlegen, wie das in der Tat am Schlachttage der Fall war.

An dem Verhalten Waldmanns ist nun aber besonders bedeutsam seine bis zum letzten Tage sich fortwährend steigende Besorgnis, seine Zürcher möchten zu spät kommen und die Ehre des Sieges den andern Eidgenossen allein lassen. Diese Besorgnis hatte ohne Zweifel einen wichtigen politischen Hintergrund: jetzt war Zürich die Gelegenheit geboten, sich in seinem Ansehen bei der Eidgenossenschaft wieder zu rehabilitieren. Zürich litt immer noch an den politischen Folgen des Zürichkrieges. Noch war kaum ein Menschenalter verstrichen, seit

sich Zürich von den eidgenössischen Bünden losgesagt und sich mit dem Erbfeinde der Schweizer, dem Hause Österreich, zum Kriege gegen die Eidgenossen verbündet hatte. Dadurch war eine Erbitterung erzeugt und eine Entfremdung geschaffen worden, die auch nach Wiederherstellung der alten Zustände nicht mit einem Schlage zu beseitigen möglich war. Zürich führte damals trotz allen formellen Versicherungen neuer freundeidgenössischer Zusammengehörigkeit ein etwas isoliertes Dasein und wurde immer noch mit Mißtrauen angesehen und war von der Führung in eidgenössischen Fragen entschieden etwas beiseite gedrängt. Bern war in den Vordergrund getreten und hatte aus der Zurücksetzung Zürichs den reichsten Gewinn gezogen. Jetzt bot sich die Gelegenheit, durch tatkräftiges Einsteigen für die Ehre der Schweiz das verlorene Ansehen wieder zu gewinnen, die eingebüßte einflußreiche Stellung wieder einzunehmen, vor der Schweiz den Beweis zu liefern, wie notwendig Zürich der Eidgenossenschaft sei. Jetzt nicht mitzumachen, oder, was gleichwertig war, zu spät zu kommen, hätte einen Verzicht auf Wiedererlangung des alten Ranges bedeutet, der vielleicht nie mehr gut zu machen gewesen wäre. Und was für ein Erfolg war es, wenn man sich als Retter des bedrängten Bern erweisen konnte! Ich zweifle nicht, daß Waldmann solche Erwägungen in tiefster Seele bewegte und nichts mehr fürchtete, als daß Zürich diese unvergleichlich günstige Gelegenheit zur Herstellung seiner Präponderanz verpassen könnte. Jedenfalls, beabsichtigt oder unbeabsichtigt, ist dieser Erfolg eingetreten. Zürich steht in der nächsten Zeit im Vordergrunde aller politischen Bestrebungen in der Eidgenossenschaft, freilich, wie wir auch gleich hinzufügen müssen, einzig und allein durch die imponierende und durchgreifende Persönlichkeit des Helden von Murten, der nun in das zweite ruhmreiche Stadium seines Lebens tritt.

Der Tag von Murten bleibt der schönste Tag im Leben Waldmanns; es war der reinste, der edelste Erfolg, den er je errungen hat. Er hat dann noch den Feldzug nach Lothringen mitgemacht und an dem Siege vor Nancy teilgenommen, der dem armen Herzog Karl das Leben gekostet hat. Schon war er so hoch geadelt und mächtig, daß der von Karl vertriebene Herzog René von Lothringen sich zuerst an ihn wandte und seine Unterstützung suchte, und als Waldmann 1500 Zürcher Söldner zu diesem Feldzuge führte, ihm nach Basel entgegenkam und zu Fuß neben dem hoch zu Ross reitenden Zunftmeister einherging, so daß es selbst Waldmann zu viel wurde und er sich diese Ehre verbat.

Im Leben Waldmanns hebt nun eine merkwürdige Zeit an, merkwürdig dadurch, daß er durch politische Beziehungen, in die er mit allen möglichen fremden

Mächten tritt, sein Ansehen mehrt und sich den Weg zur Bürgermeisterwürde in Zürich bahnt, aber zugleich dadurch, daß bloß das Äußerlichste davon uns überliefert ist und wir nur schwer und nicht vollständig und abschließend uns daraus ein klares Bild einer großen Politik machen können, ja eine solche vielleicht überhaupt nicht daraus abstrahieren dürfen. Einer großen Politik stand damals von vorneherein das große Mißtrauen entgegen, das nach den Burgunderkriegen unter den Eidgenossen gegeneinander entstand, den Gegensatz von Städten und Ländern feindselig gestaltete und die Eidgenossenschaft einer völligen Entzweiung und Auflösung entgegentrieb, die nur mühsam auf dem Tage zu Stans durch das Stanser Verkommnis beseitigt wurde. Die Folge davon war zunächst, daß die Früchte des Burgunderkrieges, die namentlich Bern für sich erhofft hatte, verloren gingen, zumal der Erwerb der Freigrafschaft Burgund. Die Meinungsverschiedenheiten, die bezüglich dieses Erwerbes unter den Eidgenossen von Anfang an obwalteten und ein energisches Vorgehen lähmten, hatten ihren Grund nicht nur in der Abneigung der innern Schweiz gegen die Eroberungspolitik Berns, sondern wohl in letzter Linie in dem durch Niklaus von Diesbach in die Eidgenossenschaft importierten und in ihr eingebürgerten Pensionswesen. War dasselbe auch bei dem gemeinen Manne nicht populär, ja verhaßt, so war es den regierenden Herren umso angenehmer, ihrer Angewöhnung an vornehmes Leben umso unentbehrlicher. Und obschon das Pensionnehmen von fremden Fürsten nicht als Bestechung galt und die Meinung war, daß man sich dadurch zu nichts verpflichte, sondern die volle Freiheit seines Entschlusses sich wahre, so konnte es doch nicht fehlen, daß man dem Fürsten, dessen Pensionär man war, nicht gerne widerstrebte, weil man dann doch der Pension verlustig gehen konnte. Das mag viel dazu beigetragen haben, daß Ludwig XI., nachdem die Schweizer ihm die Blutarbeit gegen den Herzog Karl von Burgund abgenommen hatten, sie so geringschätzig behandelte. Waldmann bekam das persönlich zu fühlen. Mit Adrian von Bubenberg von Bern und Hans Imhof von Uri wurde er an den französischen Hof gesandt, um wegen eines Friedens mit Burgund und des Schicksals der Freigrafschaft zu unterhandeln. Die schlechte Behandlung, die ihm in Frankreich zuerst von dem französischen Feldherrn, dem Herrn von Craon, und dann von dem König selbst zuteil wurde, spottet aller Beschreibung; nicht als die Sieger von Murten, sondern als keiner Beachtung werthe Unterhändler wurden sie empfangen und fast wie Gefangene unter beständiger Überwachung von einem Orte zum andern geschickt. Das kam daher, daß Ludwig XI. durch seinen Gesandten in der Schweiz genau

über die unter den Eidgenossen selbst herrschenden Differenzen unterrichtet war und wußte, was er ihnen bieten konnte. Diese Gesandtschaftsreise ist daher wahrhaft kläglich verlaufen, wenn sie auch Waldmann persönlich den klingenden Lohn einer jährlichen Pension von 600 Livres eintrug, die der König dem einflußreichen Manne zu gewähren für gut fand. Waldmann hat sie angenommen; aber zu seiner Ehre sei es gesagt: er hat sich dafür nicht an Frankreich verkauft, er hat sie genommen als Belohnung für den aus seinen Kriegstaten dem König erwachsenen Gewinn, nicht als Kaufpreis für künftigen Dienst im französischen Interesse; denn er hat sich da in der That die volle Unabhängigkeit bewahrt, und Ludwig XI. beschwerte sich schon anno 1478 sehr heftig über den Ritter Waldmann, daß er seine Abneigung gegen ihn in Wort und That so entschieden geltend mache und ihm zuwiderhandle, obschon er doch die Pension beziehe. Das ist eben das Seltsame bei diesen Pensionen: die Fürsten mochten doch nicht wagen, sie den Bezüglern zu entziehen, um es nicht gar zu sehr mit ihnen zu verderben.

In dieser Zeit wurde Waldmann auch savoyischer Hofrat. Es handelte sich dabei wohl auch hauptsächlich um eine Pension und eine Unterstützung Savoyens in seinem Streite mit dem Bischof und den Landleuten von Wallis durch Zürich. Viel hat er da auch nicht getan; aber diese Tatsache zeigt doch, wie hoch man ihn an fremden Höfen einschätzte und wieviel man sich von seinem Einflusse versprach.

Mehr nur eine äußerliche Ehrung als wirklichen Ruhm brachte ihm der Friedensschluß mit Mailand ein. Im Jahre 1478 war Uri wieder des Livinentales und Bellinzonas wegen mit dem Hause Sforza in Krieg gekommen, und die Eidgenossen sandten schließlich auf seine dringenden Mahnungen ein sehr stattliches Heer — man rechnet mit 10 000 Mann — über den Gotthard. Waldmann befehligte den Zürcher Zuzug. Aber diese Mailänder Feldzüge waren den Städtorten, vorab Zürich, nie genehm gewesen, sie teilten die Interessen Uri nicht, und auch jetzt zogen sie, nachdem sie kaum vor Vellenz angelangt waren, wieder heim, die Urner ihrem Schicksal überlassend, die dann freilich noch den glänzenden Sieg von Giornico gewannen. Mailand suchte den Frieden, und der König von Frankreich und der Papst mischten sich auch in die Verhandlungen und suchten für sich etwas herauszuschlagen. Waldmann war schweizerischer Gesandter nach Mailand und sollte auch nach Rom gehen und mit dem Papste verhandeln. Aber er wurde in Mailand fieberkrank, was ihn zwar bewog, die Reise nach Rom aufzugeben, ihn aber nicht hinderte, die Feste mitzumachen, die der Herzog von Mailand den fremden Gesandten gab, und sich im Glanze der Auszeichnungen zu sonnen,

die ihm von allen Mächten, Frankreich, England, Neapel, großen Städten Italiens durch ihre Gesandten dargebracht wurden. Der Friede kam zustande und Waldmann kehrte nach Hause zurück; aber er fand keinen rechten Dank und die Länder haben jetzt schon das Mißtrauen und den geheimen Groll gegen ihn gefaßt, der ihm schließlich verhängnisvoll geworden ist.

So war schon damals seine Stellung in der Eidgenossenschaft. Man schätzte ihn, sagt eine Chronik jener Zeit, für den reichsten und hübschesten Eidgenossen. Eine andere Chronik sagt: „Es war auch dieser Zyt hübscherer Eidgenosß nit erboren mit Gredy, Hauptstatt, Cörper, Schenkel und allen andern Gezierden, die den Mann gestaltig machen, denn dieser Waldmann. Auch hat er ein mannliche Red und konnt us der Massen gut reden und stund ihm alle Wis und Geberd wol an.“ Eine dritte: er übertraf alle an Weisheit, Schönheit und Klugheit und war der Erste unter allen Eidgenossen. Aber man verehrte und liebte ihn nicht und trug unter der Hand die gehässigsten Reden über ihn herum, wie er sich heimlich von fremden Fürsten bestechen lasse und wie er den italienischen Feldzug von 1478 und die sichere Einnahme von Vellenz vereitelt habe, weil er durch fremdes Geld gewonnen worden sei. Darum war auch sein Einfluß auf die Gestaltung der eidgenössischen Angelegenheiten nicht so groß, wie man es nach dem Ansehen, das man seiner Persönlichkeit gewährte, erwarten sollte, und das zeigt sich besonders deutlich in der großen Krisis, an der die Eidgenossenschaft krankte, bis sie durch das Stanser Verkommnis daraus gerettet wurde. Man sollte denken, hier müßte doch Waldmann das erlösende Wort gefunden, den Weg zum Frieden eröffnet haben. In der Tat hat ihm sein Verherrlicher Bluntschli diese Rolle zuweisen wollen: „Die im Stanser Verkommnis niedergelegten Grundsätze“, sagt er (Geschichte des schweizerischen Bundesrechts I, S. 151), „scheinen von einem entschlossenen Staatsmanne ausgegangen zu sein, der die Mittel, wie das obrigkeitliche Ansehen neuerdings zu befestigen sei, reiflich erwogen hatte und geneigt war, kühn und gewaltig durchzugreifen. Sie sind von der Art, daß wir dieselben kaum einem andern als Hans Waldmann zuschreiben können... wahrscheinlich war der Ritter Waldmann persönlich auf dem Tage zu Stans zugegen und machte dort seine durchaus von politischen Motiven geleitete Gedenkweise geltend.“ Das ist nun freilich durch die neueren Forschungen hinfällig geworden. Es ist nicht einmal sicher, ob Waldmann überhaupt auf dem Tage zu Stans anwesend war. Segeffer hat in seinen Untersuchungen über das Stanser Verkommnis festgestellt, wie dasselbe ganz allmählich und durch viele Verhand-

lungen und eine lange Kette von Entwürfen hindurch seine letzte Gestalt bekommen hat und daß die feine staatsrechtliche Formulierung des Ausgleichungsmomentes offenbar das Werk des Hans vom Stall, des Stadtschreibers von Solothurn.

Was Waldmann zunächst im Sinne lag, war, in Zürich selbst die erste Stelle und geradezu eine alles dominierende Stellung zu erlangen, und dazu ebneten sich ihm die Wege auf die glücklichste Weise. Schon 1476 war er „Bauherr“, d. h. Leiter des städtischen Bauwesens, geworden und entwickelte da eine Tätigkeit, die der Stadt viele Verschönerungen und ihm umso mehr Ehre einbrachten, als er aus seinem großen Vermögen reichlich an die Kosten beisteuerte. So war ihm der Bau der Wasserkirche, worin die eroberten Fahnen aufgehängt wurden, und der Türme des Grossmünsters (nicht der häßlichen heutigen, sondern viel graziöseren, mit schlanken, spitz auslaufenden und mit weißen und blauen Ziegeln, den Standesfarben, gedeckten Helmen) zu danken. 1480 wurde er Oberstzunftmeister und zwei Jahre später konnte er den mächtigen Bürgermeister Heinrich Göldli, der sich durch eine übereilte Parteinahme für einen liederlichen Straßburger Ritter in einen bösen Handel mit Straßburg eingelassen und dadurch unpopulär gemacht hatte, stürzen und an seiner Stelle zum Bürgermeister wählen lassen.

Ganz von selbst machte sich das freilich nicht. Er hatte auch in Zürich seine Feinde. Obgleich er in die Konstafel, d. h. in die adelige Gesellschaft, aufgenommen war, und zwar schon seit einiger Zeit, war er dort nicht genehm, mußte oft wegen seiner niedrigen Herkunft geringschätzige Reden hören und wurde dort nicht beliebt, weil er dann aus Trotz erst recht ostentativ mit dem gemeinen Mann verkehrte und sich gut darauf tat, die Junker dadurch zu ärgern. Aber auch der zünftige Handwerkerstand schwärmte nicht durchweg für ihn; diesen Zünftern war er dann doch wieder nicht genug Zunftmann; sie verargten ihm, daß er sein Handwerk verlassen hatte. Und trotz alledem, seine Persönlichkeit, seine Energie, sein Kriegsrühm, sein Ansehen weit und breit wirkte mächtig genug, daß man seine Superiorität willig anerkannte und sich unterwarf.

Zunächst gelang es ihm nun allerdings, die Zunftmeister sich zu treu ergebenden Vasallen zu machen und durch sie die Zünfte und damit die überwiegende Mehrheit der Stadtbevölkerung nach seinem Willen zu lenken. Dies geschah durch Beseitigung der teils in der städtischen Verfassung, den Richtbriefen, erbriesten, teils in altem Herkommen weiter geübten Privilegien der Konstafel, d. h. der ritterlichen Altbürgerschaft. Die Brunsche Verfassung von 1336 hatte den Rat der

Stadt auf 13 Mitglieder aus der Konstafel und die 13 Zunftmeister organisiert, der Richtebrief von 1393 hatte die Wahl jener 13 ausschließlich von der Konstafel gewählten Räte auf diese zusammen mit den Zünften übertragen; aber aus traditioneller Gewohnheit blieb es bei dem Gebrauche, daß die Konstafel die Hälfte des Rates allein aus ihrer Mitte stellte. Waldmann zog nun die Vorschrift des Richtebriefes von 1393 wieder hervor und gab ihm die nicht verfassungsrechtlich begründete Wendung, daß von den 12 Räten (eine Zunft und mit ihr ein Konstafelvertreter waren eingegangen) 6 von der Konstafel und 6 von den Zünften gewählt wurden, so daß nun die Zunftvertreter zusammen mit der aus den Zunftmeistern bestehenden andern Hälfte des Kleinen Rates die überwiegende Mehrheit im Rate hatten. Die Zunftmeister aber gewann Waldmann vollends dadurch für sich, daß er die bisher geltende periodische Neuwahl derselben aufhob und sie lebenslänglich im Amte ließ, auch wieder im Widerspruche mit dem Wortlaute des Richtebriefes.

So hatte Waldmann wohl die Macht der ihm verhassten Junker im Rate gebrochen, aber das genügte ihm nicht. Daß im Rate alles nach seinem Willen ging, war darum nicht von selbst gegeben. Wie heutzutage die politischen Parteiklubs ihre Stellungnahme zu Ratstraktanden vorher beraten und sich darüber schlüssig machen, so bildete Waldmann um seine Person einen solchen Klub, der ihm zu Diensten stand und für seine Meinung Stimmung im Publikum machte. Er richtete eine Tischgesellschaft ein, die täglich mittags und abends auf dem Schneggen speiste. Wer ausblieb, zahlte einen Kreuzer. Jeder schoss 2 Gulden zu, woraus sie eigenen Wein anschafften. Der Zutritt, bedeutete er, sollte frei sein; aber in Wahrheit nahm nur teil, wen der Bürgermeister haben wollte, und mehr als ein Duzend waren es nicht, alles ihm mit Leib und Seele ergebene Leute. Mit denen führte er sein persönliches Regiment, indem er ihnen seine Ideen entwickelte, sie dafür engagierte und sie für deren gehörige Vertretung im Rate instruierte, so daß von vorneherein ein Widerspruch schwer zur Geltung zu bringen war.

Es ist aber wahrhaft erstaunlich, was für eine Tätigkeit Waldmann in den sechs Jahren seines Bürgermeistertums (1483—1489) entfaltet hat; eine Tätigkeit, die in alle Gebiete des öffentlichen und des bürgerlichen Lebens tief eingegriffen hat. Um diese Tätigkeit, so weit sie sich auf Zürich, Stadt und Landschaft, bezieht, richtig zu beurteilen und zu würdigen, muß man meines Erachtens von vorneherein darauf verzichten, darin eine groß angelegte staatsmännische Po-

litik, den großen Zug schöpferischer Kraft zu suchen und zu finden. Das war schon durch die Natur der Sache ausgeschlossen; Zürich war zu klein, um den Boden zu einer großen Politik abzugeben. Ich mache diese Bemerkung im Hinblick auf eine Persönlichkeit, die 50 Jahre später lebte und unwillkürlich die Vergleiche mit Waldmann herausfordert: den Bürgermeister Jürgen Wullenweber von Lübeck. Zwei durchaus gleichgeartete Naturen nach Charakter und Bestrebungen, beide zum Herrschen geboren, beide mit der dazu nötigen gewalttätigen Ader begabt, beide im Widerstreite mit dem alten Patriziate an das Ruder gelangt, beide schließlich von ihrer Höhe gestürzt und hingerichtet. Aber wie anders hochfliegende Pläne sind dem Geiste dieses Jürgen Wullenweber entsprungen, als dem Waldmanns! Lübeck als Haupt in der Hanse soll ihm die Beherrscherin des skandinavischen Nordens werden, die hanseatische Flotte und Streitmacht soll dem von ihr protegierten Fürsten Dänemark, Schweden und Norwegen erobern und diese Reiche sollen ein Vasallenstaat der Hanse, vorab Lübecks, werden. Er ist an diesem Unternehmen gescheitert, wesentlich durch den Neid und die Mißgunst der von ihm vergewaltigten Junkerpartei. Aber in wie engem, oft kleinlichen Gesichtskreise bewegt sich im Vergleiche damit das Tun und Treiben Waldmanns! Die Verschiedenheit lag in der Natur der Verhältnisse; Zürich war kein Lübeck, es war durch den Zürcherkrieg in jeder Beziehung finanziell und moralisch heruntergekommen und verlottert, bei den Eidgenossen in Mißkredit geraten und hatte sich noch nicht davon erholt. Es mußte erst wieder in einen Verwaltungszustand gebracht werden, der ihm auch ein sicheres Auftreten nach außen möglich machte. Es bedurfte einer durchgreifenden Hand, die Ordnung schaffte und ein festes Regiment herstellte. Das ist durch Waldmann geschehen; und dieser Ruhm bleibt ihm ungeschmälert; aber großer staatsmännischer Flug ist nicht zu erkennen, es ist die mehr oder weniger hausbackene Politik der Städterepubliken jener Zeit, die sich in allen den vielen Maßregeln der Waldmannschen Regierung widerspiegelt.

Die Reformen Waldmanns bewegen sich auf dem Gebiete der Ordnung, der Verwaltung in Stadt und Landschaft und der Abgrenzung der beiderseitigen Aufgaben von Stadt und Land gegeneinander, alles im Geiste jener Zeit, der schon die Grundsätze und wirtschaftlichen Maximen erzeugt hat, welche in der französischen Revolution unter dem Jubel der freiheitsdurstigen Völker gebrochen worden sind. Gewerbe und Handwerk der Stadt und den zünftigen Bürgern, die Landwirtschaft dem Lande und den Bauern, das ist die Parole. Waldmann hat das weder erfunden noch selbst auch nur für Zürich neu eingeführt; schon vor

ihm waren die Handwerke auf der Landschaft verboten; aber er hat strenger als bisher darüber gewacht, und hat namentlich das zünftige Handwerk durch Verbot der Ausfuhr der ihm notwendigen Rohprodukte geschützt und für einen wohlfeilen Markt der Bürger durch das Verbot anderweitigen Verkaufs der Landeserzeugnisse und der Fische gesorgt. Dafür sollte aber auch das Bürgerrecht nicht mehr so gering gewertet sein wie bisher und nur an verdiente und der Stadt Nutzen bringende Leute geschenkt, sonst gegen gehörige Bezahlung erteilt und von den Bürgern nicht leicht aufgegeben werden. Wesentlich auch im Interesse der Stadtbürger, damit ihrem Markt die Zufuhr von Korn und Feldfrüchten nicht abgehe, wurde grotzenteils wieder in Erneuerung älterer Verordnungen der landwirtschaftliche Betrieb der Bauern streng reglementiert, ebenso den Bauern die Ausübung der Jagd auf Hoch- und Rotwild entzogen, neue Steuern auf sie gelegt und unter dem Scheine des Verbotes des Reislaufens in fremden Kriegsdienst, das er nicht aus sittlichen Gründen erließ, sondern um die Bauern zu behalten, die Freizügigkeit der Bauern gehemmt. Die Stadt, hieß es, hat die Landschaft mit so großen Opfern gekauft, daß sie mit ihr nach Gutdünken verfahren kann; es war die Politik, die in der Unterdrückung jedes Rechtes der Bauernsamen bestand und zu den Bauernkriegen hinüberleitete.

Mit besonderer Wärme und Begeisterung sprechen die Biographen Waldbmanns von seinen kirchlichen Reformen. Neue Ideen hat er auch hierin nicht entwickelt; er tat, was anderwärts auch geschah, verbot den Erwerb von liegendem Gut durch Kirchen und Klöster, ebenso Vergabungen an kirchliche Anstalten auf dem Totbette, erklärte die an Kirchen geschuldeten ewigen Grundzinse für ablösbar, setzte den Ordenshäusern weltliche Pfleger, wies die geistliche Gerichtsbarkeit aus dem weltlichen Gebiete, auf das sie etwa übergegriffen hatte, hinaus. Dergleichen Dinge verletzten auch in kirchlichen Kreisen weniger als sein Einschreiten gegen das Gebahren der höheren Geistlichkeit auf der Chorherrenstube, auf der Tag und Nacht geschlemmt und gespielt wurde. Seine strengen Verbote in dieser Beziehung entsprangen freilich nicht sittlichen, sondern politischen Motiven oder vielmehr der Behauptung seiner persönlichen Macht; denn die Chorherrenstube war der Sitz des patrizischen Klubs, der beständig gegen ihn agitierte. Und nicht nur für die Geistlichkeit, auch für die ganze Bürgerschaft und die Landbevölkerung regnete es nur so von Sittenmandaten, Polizeiverordnungen, Verboten aller althergebrachten Lustbarkeiten auf dem Lande, an denen das Landvolk hing und die seine einzige Erholung von täglicher Plage waren. Gewiß war

unter diesen Maßregelungen und Reglementierungen manches Gute; wer möchte leugnen, zumal in unserer Zeit des sanitarischen Fanatismus, daß das Verbot des Herumlaufenlassens von Schweinen in den Straßen der Stadt zweckmäßig gewesen sei; aber ich meine nur, ein großer politischer Gedanke steckte nicht dahinter.

Und das ist nun eben die Sache. Diese Vielgeschäftigkeit des Bürgermeisters, die sich förmlich überstürzte und sich in Verordnungen und Maßregelungen nicht genug tun konnte, entbehrte eines großen Hintergrundes und Horizontes, der die vielen Belästigungen, denen man sich dadurch unterworfen sah, erträglich machte. Ein Fürst kann seinem Volke viel zumuten, ihm schwere Lasten aufbürden, wenn er ihm zum Bewußtsein zu bringen vermag, daß ein großes Ziel, eine hohe Aufgabe, bei der das Heil des Staates auf dem Spiele steht, nicht anders als mit solchen Opfern zu erreichen ist. Aber wo sich alles in eine Unmasse von polizeilichen Vorschriften und Maßregeln vielfach kleinlicher Natur auflöst, da fühlt jeder davon persönlich Betroffene, selbst wenn ihr Urheber sie in ihrem Zusammenhange als einem guten Zwecke dienstbar konzipiert hat, doch immer nur die Belästigung und empfindet sie als Schikane. Und vollends in einer Republik verleidet sich der Gewalthaber dadurch dem Volke; es wird diese Art von Regieren überdrüssig. Man erträgt es anfangs und ein paar Jahre unter dem Drucke einer gewaltigen Persönlichkeit; aber die Unzufriedenheit wächst mit der Zahl der Unzufriedenen, und auf einmal schlägt die Flamme aus dem glimmenden Holzstoß. Und darf man nicht auch sagen: Wer sich zum Sittenprediger und zum Reformator sittlicher Zucht und Ordnung machen will, der muß zuerst selber sittlich intakt sein und die den andern auferlegte Zucht an sich selber üben? Und mußte es nicht den im Geheimen schleichenden und wachsenden Unmut gegen den Bürgermeister verstärken, daß er für die Mahlzeiten, die Hochzeitschmäuse, die Kindstausen bestimmte Grenzen zog, die Kleidung, die Zierate und den Schmuck, der getragen werden durfte, scharf beschchnitt, selber aber sich darüber erhob und in Kleidern von Seide und Samt einherging und sich an reichen Schmäusen und Gastereien erfreute, zu geschweigen von seinem liederlichen Leben in geschlechtlicher Hinsicht, das mehr und mehr Anstoß erregte. Das Volk, sagt Füssli, will makelfreie Tugenderempel an seiner Spitze haben, solche, die es weder erreichen kann noch will. Übermenschen, die sich über alles göttliche und weltliche Recht hinwegsetzen und erheben, erträgt ein wahrhaft freies und freigesinntes Volk nicht auf die Länge. Diese Erwägungen, dünkt mich, geben uns den Schlüssel zu dem so plötzlichen und jähen Sturze des Bürgermeisters.

Wie nun Waldmann in seiner eigentlichen Domäne, seinem Zürich, durch die überstürzte Hast, mit der er Mandate auf Mandate häufte und die Leute in Atem hielt, den Ärger und Verdruss anwachsen ließ und sich den Boden untergrub, so verleidete er sich auch den Eidgenossen durch eine aufdringliche Geltendmachung hegemonischer Tendenzen zugunsten Zürichs. Sein Ehrgeiz, Zürich zum Vorort der Eidgenossenschaft zu machen, kannte keine Grenzen; nicht nur wurden nach Zürich die meisten Tagsatzungen berufen, sondern diese Stadt wurde geradezu der Ort, den die Gesandten fremder Mächte aufsuchten, wenn sie etwas von der Eidgenossenschaft haben wollten. Da verhandelten sie zuerst mit dem Bürgermeister, und wenn dieser von ihnen herausgebracht hatte, was ihm paßte, so ließ er die andern Orte nach Zürich kommen, und die mußten dann ihr Jawort dazu geben. Wir erfahren das aus einem Tagsatzungsabschied von 1488, dem Jahre vor Waldmanns Sturze. Es war zu Schwyz ein Tag der andern Orte abgehalten worden, auf dem geratschlagt wurde, wie dem vorzukommen sei, daß hierfür nicht mehr so viele Tage zu Zürich angesetzt und abgehalten würden, wie bisher beschehen sei, und daß, so von Fürsten und Herren Botschafter nach Zürich kommen, Herr Hans Waldmann, Ritter und Bürgermeister, sich zu denselbigen verfüge und aus denen ziehe, was ihm füglichst sei, und dann, wenn er von ihnen gebracht habe, was ihm eben sei, man in Zürich tagleisten müsse, wann es ihm gefalle. Als Waldmann davon erfuhr, wollte er sich das nicht gefallen lassen und beschwerte sich darüber, und die Eidgenossen waren schwach genug, ihm eine Ehrenerklärung zu geben (Eidg. Absch. III. 1, S. 291). So mächtig wirkte seine Persönlichkeit, daß man sich sofort duckte, sobald der Löwe sein Haupt erhob. Sogar eine Bluttat, die keinem andern ungestraft hingegangen wäre, nahm man von ihm hin, ohne einen Finger zu rühren, wenn man auch vielleicht vor Wut knirschte. Es war der Justizmord, den er an Frischhans Theiling beging. Dieser Frischhans Theiling, der sich schon in Söldnerdiensten hervorgetan und sich bei Giornico ausgezeichnet hatte, haßte Waldmann wegen seines Eifers gegen das Reislaufen und ließ, hitzigen Temperamentes, wie er war, seiner Zunge freien Lauf gegen den allmächtigen Bürgermeister. Das alles wurde Waldmann hinterbracht und noch anderes, was er zur Beschimpfung des zürcherischen Banners im Mailänder Feldzuge und zur Verdächtigung Waldmanns als eines an das Ausland verkauften Verräters gesagt haben sollte. Waldmann schmiedete daraus eine Anklage wegen Staatsbeleidigung, mit der er ihn packte, als er auf einen Markt nach Zürich kam, ihm den Prozeß machte und ihn hinrichten ließ. Luzern tat

nichts für seinen Bürger und nahm die Untat hin; erst nachher kam es noch zu ernstlichen Auseinandersetzungen zwischen den zwei Orten; aber Waldmann beharrte auf seinem Rechte, und Luzern wagte nicht, ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Waldmann traute immerhin dem Landfrieden nicht recht und verlangte daher zu einer Tagsatzung in Luzern freies Geleite. Da sagte ein gewisser Meienberg von Zug: Wäre der Bürgermeister ein Biedermann, so bedürfte er kein Geleite. Das wollte Waldmann nicht auf sich sitzen lassen und beschwerte sich bei der Tagsatzung und erbot sich zur Verantwortung, und die Gesandten bequemen sich zu der Erklärung, er habe sich verantwortet, und der Luzerner Rat verbot die Verbreitung und Absingung eines Schmähliedes, das die Freunde des Theiling über Waldmann ins Publikum geworfen hatten.

Bedeutend verschärft wurde der Groll der Länderkantone gegen Waldmann zu derselben Zeit durch die Bemühungen des Bürgermeisters für eine engere Vereinigung mit Oesterreich, deren Spitze gegen Frankreich gekehrt war. Es spricht für den richtigen politischen Blick Waldmanns, daß er der Bevorzugung der französischen Interessen in der Schweiz widerstrebte. Sein Verbot der Reisläuferei, die wesentlich Frankreich zugut kam, diente auch diesem Zwecke; aber was war damit gewonnen, wenn Frankreich durch Oesterreich ersetzt wurde? Und jedenfalls in den inneren Kantonen war man anders gesinnt, und zwar hauptsächlich der französischen Pensionen wegen. Als Maximilian sofort nach seiner Wahl zum deutschen König 1486 sich um eine engere Vereinigung mit der Eidgenossenschaft bemühte, fand er hiefür die gewichtige Unterstützung Waldmanns, der sie auch, wenn gleich mit Mühe, der Mehrheit der Orte genehm machte. 1487 kam ein Bündnis des Königs mit sieben Orten zustande, das an sich wenig Inhalt und Wert hatte, bloß geeignet sein konnte, indirekt dem Einflusse Frankreichs Abbruch zu tun. Waldmann hatte sich der herrschenden Gewohnheit gemäß von Oesterreich ein lebenslängliches Jahrgeld von 400 Gulden zusichern lassen. Das kam aus und wurde im Lande herum erzählt und unsinnig übertrieben; so ging das Gerede, er habe in Innsbruck 3000 Gulden vor den andern Gesandten erhalten, um zu bewirken, daß die Vereinigung angenommen werde. Und überhaupt dachte man 1489 ernstlich daran, auf einer Tagsatzung zu Luzern zur Verhandlung zu stellen, was Übels und Untreue durch den Waldmann von den Pensionen und des Dienstgeldes wegen erwachse.

Kannte auch Waldmann diese Mißstimmung, so hat er sie doch in ihrer Kraft unterschätzt. So lange er Zürichs sicher war, durfte er alles wagen. Und

in Zürich führte er das Leben eines Fürsten mit allem Prachtaufwand in häuslicher Einrichtung und Kleidung, in Bewirtung der Freunde und ausschweifenden Badesfahrten, aber auch in Freigebigkeit wie für öffentliche Zwecke so auch für Freunde und Diener, wie selbst für ihm Fernerstehende. Denn er war nicht nur der schönste, sondern auch der reichste Eidgenosse. Aber auf dieser Höhe traf ihn der Bliß, und umso zermalmender, weil er nicht von außen, von der Eidgenossenschaft, sondern aus dem Innern, seinem eigenen Zürich, kam.

Der Anlaß war eine Maßregel, die so unsinnig ist, daß man allgemein liebt, sie sei Waldmann von seinen Feinden in einem schwachen und unüberlegten Momente abgelockt worden. Seit die Bauern nicht mehr jagen durften, hielten sie große Hunde zur Abwehr des Wildes, und da war es unvermeidlich, daß Hasen und vielleicht auch Rehe und Hirsche zerrissen wurden. Man muß die Hunde alle totschlagen, hieß es, und Waldmann, wenn er es nicht selber befohlen hat, hat es doch geschehen lassen, und es wurde auf der Landschaft das scheußlichste Hundegemekel vollzogen. Anfangs sahen die Bauern in stummem Schrecken zu, allmählich ermanneten sie sich und nahmen eine drohende Haltung an, so daß die Hundeschlächter heimkehren mußten, nachdem sie ihr Werk kaum zu einem Drittel vollbracht hatten. Aber jetzt kam aus der Landschaft die durch allen Druck schon längst erzeugte Gärung zum Ausbruche, zuerst in Zusammenrottungen und Volksversammlungen, und wie von diesen zu weiteren Taten kein großer Schritt ist, zogen über 2000 Seebauern vor die Stadt. Waldmann ließ nur Abgeordnete von ihnen in die Stadt, um mit ihnen zu verhandeln; unterdessen kamen die Gesandten aus den eidgenössischen Orten an, die er sofort gemahnt hatte; auf ihre Vermittlung verständigte sich der Bürgermeister mit den Bauern, und eine solche Verständigung gelang auch wirklich: die Landleute baten um Verzeihung und versprachen fernerhin Gehorsam, und Bürgermeister und Rat sagten zu, die neuen Aufträge abtun zu wollen, d. h. den meisten Anforderungen der Landschaft zu entsprechen, nach einer dem Räte vorbehaltenen näheren Regelung. Als die Vermittlungsurkunde im Räte vorgelesen wurde, brach der alte Proß bei Waldmann wieder aus: „Stadtschreiber, Du hast nicht recht geschrieben! Es muß im Abschied stehen: Die Äußern hätten um Gottes willen gebeten, ihnen zu verzeihen und reuig gelobt, uns als ihre gnädige Obrigkeit hoch zu achten.“ So kam es in den Abschied. Und Waldmann versammelte die Zünfte und eröffnete ihnen, wie die Äußeren kniefällig und zerknirscht gefleht hätten, ihnen ihr Unrecht zu verzeihen. Zugleich ließ er die unbesonnenen Worte vernehmen: Das alles sei

nicht von den Bauern gekommen, es habe einen älteren Vater (er meinte die Junkerpartei in der Stadt); er werde aber schon das Nötige tun.

Von diesem Momente an war es mit seiner Autorität zu Ende. Wie ihm der erste offene Widerstand gegen seine Allmacht alle ruhige Überlegung, alle Einsicht in die wahre Lage der Dinge geraubt hatte, so glaubte er nach dem Abzug der Bauern die Situation wieder vollständig zu beherrschen, und ahnte nicht, daß er durch sein Verhalten den Sturm erst recht zum Ausbruch bringen müsse. Er fuhr mit einigen leichtfertigen Anhängern und Weibern nach Baden, um sich zu belustigen, konferierte dort auch daneben mit Gesandten des Herzogs von Oesterreich. Da kam ihm die Botschaft, daß die Seebauern sich abermals erhoben hätten. Er sofort zu Pferde, reitet auf Nebenwegen seitab von der Heerstraße mit wenigen Begleitern nach Zürich. Noch glaubt er sich der Bürgerschaft sicher, gibt den Boten der Bauern, die Widerruf des sie beleidigenden Abschieds verlangen, keine bestimmte Antwort; da versammeln sich die Seebauern, mit Zuzug auch aus weiteren Gemeinden, in Rüsnacht; es ist eine stürmische Landsgemeinde, die Gesandten des Rats werden nicht angehört, der Aufruhr ist entfesselt. Das geschieht Sonntag, den 29. März 1489, und nun geht es Schlag auf Schlag bis zur Vernichtung des Bürgermeisters. Dienstag, den 31. März, morgens früh, langen die in aller Eile von einer Tagelistung in Schwyz abgeschickten Boten der Eidgenossen in Zürich an; Waldmann frühstückt mit ihnen im Gasthaus zum Schwert auf der unteren Brücke; die Stadtknechte sind unten gewärtig, ihn heimzuleiten, unter ihnen der von Waldmann besonders Bevorzugte namens Schneevogel, mit dem er selbst Arm in Arm durch die Straße gegangen war, sei es, um seine Leutseligkeit zu zeigen, sei es, um die Junker zu ärgern. Dieser Schneevogel, ohnedies schon wegen unsauberen Lebenswandels diskreditiert, hatte noch in den letzten Tagen bedrohliche Worte über die Gegner Waldmanns fallen lassen; jetzt treten vier Männer auf ihn zu, stellen ihn zur Rede und stechen ihn nieder. Waldmann will hinaus, die Untat rächen; aber die eidgenössischen Boten halten ihn zurück, und die Mörder gehen unbehelligt durch den herbeiströmenden und über die Tat nicht unzufriedenen Pöbel davon.

Dieser Moment ist der Wendepunkt in Waldmanns Geschick. Solche Gewaltmenschen, die durch den Überschwang ihrer Kraftnatur alles beherrschen, dürfen keine Schwäche zeigen, sonst weicht die Furcht aus dem Herzen der Feinde und schwindet das Vertrauen und der Mut der Freunde. Und so ist es gekommen. Bloß in dem einen Tage, vom 31. März zum 1. April, vollzieht sich in der Stadt

der unerhörteste Umschlag der öffentlichen Meinung. Es ist wohl wahr, er war schon seit Jahren im Geheimen vorbereitet worden. Namentlich Lazarus Göldli, der Bruder des von Waldmann aus dem Bürgermeisteramte verdrängten Heinrich Göldli, hatte unermüdlich durch Verdächtigungen des Machthabers und Unterstellung verrätherischer Absichten dessen Ansehen untergraben; jetzt tritt diese Oppositionspartei auf einmal offen hervor, nimmt Partei für das Landvolk, beschuldigt Waldmann, daß er die Schweiz an Oesterreich verraten wolle, harangiert auf den Straßen die erregten Bürger in diesem Sinne. Noch gibt Waldmann seine Sache nicht verloren. Er bietet die Zünfte auf frühe Morgenstunde des 1. April auf ihre Zunftstuben; er will dort mit ihnen reden; er hofft durch die Macht seines Wortes und seiner Person sie für sich zu entflammen. Schon hat er drei Zünfte besucht; sie hören ihn an, die Begeisterung bleibt aus. Seine Zuversicht kommt ins Wanken, er beginnt verzagt zu werden. Da trifft ihn das Ansuchen der eidgenössischen Boten, aufs Rathhaus zu kommen zu einer Verhandlung mit den Räten, und er leistet dem Begehren Folge. Mit dem Betreten des Rathhauses hat er sich seinen Feinden überantwortet; denn kaum ist er dort angelangt, versammeln sich bewaffnete Rotten von der Partei der Göldli auf dem Platze davor und verlangen Berufung der Bürgergemeinde. Bevor sich der Rat schlüssig machen kann, ergeht der Ruf durch die Stadt, Zürich sei in Gefahr, und schon tobt ein Volksauflauf vor dem Rathause. Es ist kein Halt mehr, die schüchternen Vorschläge der eidgenössischen Boten, ihnen den Waldmann zu überlassen, werden niedergeschrien; vergebens hält ihnen Waldmann ihre Bundespflicht vor; sie geben in ihrem Innersten gewiß gern genug nach und überliefern Waldmann selbst in das Gefängnis des Wellenbergs.

Was weiter geschieht, spottet an Gemeinheit und Roheit aller Beschreibung. Die sofort in die Wasserkirche berufene Bürgergemeinde, von den Göldli jetzt vollständig beherrscht, setzt Waldmann und die alten Räte ab, wählt einen neuen Rat mit den Göldli an der Spitze, der nun mit Zuziehung von herbeigerufenen Abgeordneten der aufständischen Landschaft sich zum Blutgericht über den gestürzten Bürgermeister konstituiert. Die niederträchtigsten Anklagen werden gegen ihn erhoben; alle seine Verordnungen, die doch der Rat beschlossen hatte, werden ihm jetzt als Staatsverbrechen angerechnet, landesverrätherische Abmachungen mit Oesterreich werden ihm angedichtet, er wird in das scheußlichste unterirdische Loch geworfen, dann zwei Tage lang auf die Folter gespannt, um Geständnisse zu machen, und obschon er fest bleibt und trotz allen Qualen nichts gesteht, am frühen

Morgen des 6. April zum Tode verurteilt und wenige Stunden nachher vor die Stadt geführt und enthauptet.

Wir entsetzen uns wohl darüber, wie das möglich gewesen ist, wie dieser Justizmord an dem vergötterten Haupte eines so vornehmen Gemeinwesens vollzogen werden konnte, ohne daß die Bürgerschaft sich dagegen erhoben hat. Ich habe schon auf die Gründe hingewiesen, die den Bürgermeister dem Volke verleidet haben; aber das hätte nicht hingereicht, um diese frevelhafte Prozedur und Exekution zu bewirken. Was momentan den Ausschlag gab und dieses Drama ermöglichte, ich nenne es nicht gern, aber es ist wahr — das war die Charakterlosigkeit, sagen wir die Feigheit des deutschen Bürgertums des Mittelalters. Nennt der Prophet Jeremias das menschliche Herz ein troziges und verzagtes Ding, so treffen wir diese Eigenschaften bei dem mittelalterlichen Bürgerstande besonders ausgebildet. Trozig, solange man seine Haut nicht zu Markte tragen muß, übermütig gegen die Untergebenen, die Gesellen und Lehrlinge in der Zunft und die Bauern auf der Landschaft, die Untertanen, aber schnell eingeschüchtert, sobald ernstlicher Widerstand sich erhebt, eingeschüchtert bis zum Verzagen. Der Trozige und Verzagte aber ist feige. Im Felde in offener Feldschlacht haben die Zünfte nie standgehalten; bald haben sie sich gewöhnt, ihre Kriege nur noch mit Söldnern zu führen. So hatten die Zünfte von Zürich wohl ihre Freude an ihrem Bürgermeister, als er ihnen die Herrschaft über die Junker gab und das Land ihren Interessen dienstbar machte, und ihr Troz und Übermut nährte die Herrschsucht des Bürgermeisters; aber als nun die Bauernsamer in Aufruhr vor den Toren stand und die Göldli mit zusammengetrommeltem Gesindel — es hieß schon damals, es seien am 1. April unter der vor dem Rathause tobenden Menge eine Masse Schwaben, Bayern und Franken gewesen — die Stadt terrorisierten, da duckten sich die Bürger und rührten keine Hand für ihren Helden. Auf seinem Todesgange, da er vor die Stadt geführt wurde, standen sie auf der Mauer und auf dem Felde, zehntausend an der Zahl und weinten und schluchzten; ja, jetzt konnten sie weinen, die Mannen, und als Waldmann vom Schaffott aus alle um ihre Fürbitte ansprach und die, die eine Messe für ihn feiern oder ein Paternoster für ihn beten wollten, bat, die Hand zu erheben, reckten sich alle Hände.

In diesem Sumpf von Niederträchtigkeit und Feigheit, der ewigen Schande Zürichs, ist die einzige wahrhaft große Erscheinung der als Staatsverbrecher gerichtete Bürgermeister. Füssli, Johannes von Müller, in neuerer Zeit Dändliker, haben in ergreifender Weise geschildert, mit welcher grandiosen Hoheit er zum

Blutgerüst gegangen ist. Mag schon in früher Zeit vieles daran von der Sage ausgeschmückt worden sein, es bleibt genug sicher Bezeugtes übrig, um das Wort Bluntschlis zu bestätigen: Er starb als Held, größer noch auf dem Todesgang als je im Leben.

Dadurch hat er auch reichlich die vielen Fehlritte seines Regiments gesühnt und Mit- und Nachwelt mit ihm versöhnt, so daß er stetsfort im Glanze des größten Eidgenossen des 15. Jahrhunderts strahlt. Das ist das ausgleichende Werk und Urteil der Weltgeschichte. Wann und wo solche Kraftnaturen entstanden sind, überall und zu jeder Zeit sind sie an dem Mißbrauche ihrer überschwellenden Kraft, die Griechen sagten: an ihrer Hybris, das ist ihrem zum Frevel an göttlicher und menschlicher Ordnung gesteigerten Übermut, zugrunde gegangen. Unsere gesellschaftliche Kultur erträgt keine Übermenschen. Und es ist gut, daß es so ist; denn sie würden nur demoralisierend auf die Menschheit wirken, wenn ihnen alles gelänge. Sie müssen fallen, um entsühnt in reinem Lichte zu glänzen.

- *52. 1874. (Heyne, M.) Über die mittelalterliche Sammlung zu Basel.
- *53. 1875. (Stähelin, R.) Karl Rudolf Hagenbach.
- *54. 1876. (Frey, Hans.) Die Staatsumwälzung des Kantons Basel im Jahre 1798.
- *55. 1877. (Frey, Hans.) Basel während der Helvetik 1798—1803.
- *56. 1878. (Wieland, Carl.) Basel während der Vermittlungszeit 1803—1815.
- *57. 1879. (Wieland, Carl.) Die vier Schweizerregimenter in Diensten Napoleons 1813—1814.
- *58. 1880. (Burdhardt, Albert.) Basel zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Erster Teil.
- *59. 1881. (Burdhardt, Albert.) Dasselbe. Zweiter Teil.
- *60. 1882. (Bernoulli, August.) Die Schlacht bei St. Jakob an der Aare.
- *61. 1883. (Bernoulli, August.) Basel im Kriege mit Oesterreich. 1445—1449.
62. 1884. (Probst, Emanuel.) Bonifacius Amerbach.
- *63. 1885. (Boos, Heinrich.) Wie Basel die Landschaft erwarb.
64. 1886. (Burdhardt, Achilles.) Hans Holbein.
65. 1887. (Burdhardt-Biedermann, Th.) Helvetien unter den Römern.
66. 1888. (Birmann, M.) Die Einrichtungen deutscher Stämme auf dem Boden Helvetiens.
67. 1889. (Trog, Hans.) Die Schweiz vom Tode Karls des Großen bis zum Ende des burgundischen Reichs.
68. 1890. (Burdhardt, Albert.) Die Schweiz unter den salischen Kaisern.
69. 1891. (Bernoulli, August.) Die Entstehung des ewigen Bundes der Eidgenossen.
70. 1892. (Thommen, Rudolf.) Geschichte der Eidgenossenschaft bis zum Eintritt Luzerns in den Bund. 1291—1332.
71. 1893. (Bachernagel, Rudolf.) Die Stadt Basel im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert.
72. 1894. (Fäh, Franz.) Johann Rudolf Wettstein. Ein Zeit- und Lebensbild. (Zur Säkularerinnerung.) Erster Teil.
73. 1895. (Fäh, Franz.) Dasselbe. Zweiter Teil.
74. 1896. (Socin, Adolf.) Basler Mundart und Basler Dichter.
75. 1897. (Huber, August.) Die Refugianten in Basel.
76. 1898. (Bernoulli, August.) Basels Anteil am Burgunderkriege. Erster Teil.
77. 1899. (Bernoulli, August.) Dasselbe. Zweiter Teil.
78. 1900. (Bernoulli, August.) Dasselbe. Dritter Teil.
- *79. 1901. (Burdhardt, Paul.) Basels Eintritt in den Schweizerbund. 1501.
80. 1902. (Holzsch, Ferdinand.) Die Basler in den Hugenottenkriegen.
81. 1903. (Buser, Hans.) Basel während der ersten Jahre der Mediation. 1803—1806.
82. 1904. (Buser, Hans.) Basel in den Mediationsjahren. 1807—1813.
83. 1905. (Bischof, Wilhelm.) Basel in der Zeit der Restauration 1814—1830.
I. Die Jahre 1814 und 1815.
84. 1906. (Bischof, Wilhelm.) Dasselbe II. Die Zeit von 1815—1830.
- *85. 1907. (Bernoulli, August.) Basel in den Dreißigerwirren. Erster Teil.
86. 1908. (Bernoulli, August.) Dasselbe. Zweiter Teil.
87. 1909. (Bernoulli, August.) Dasselbe. Dritter Teil.
88. 1910. (Bernoulli, August.) Dasselbe. Vierter Teil.
89. 1911. (Bischof, Wilhelm.) Die Basler Universität seit ihrer Gründung.
90. 1912. (Burdhardt, Paul.) Die Geschichte der Stadt Basel von der Trennung des Kantons bis zur neuen Bundesverfassung. 1833—1848.
- *91. 1913. (Burdhardt, Paul.) Dasselbe. Zweiter Teil.
- *92. 1914. (Burdhardt, Paul.) Dasselbe. Dritter Teil.
- *93. 1915. (Barth, Paul.) Basler Bilder und Skizzen aus der Mitte des 19. Jahrhunderts.
94. 1916. (Schaub, Emil.) Aus dem Leben des Basler Kaufmanns im 18. Jahrhundert.
95. 1917. (Burdhardt, August.) Basler in fremden Diensten.
- *96. 1918. (Kölner, Paul.) Die Basler Rheinschiffahrt.
97. 1919. (Burdhardt, August.) Bürgerschaft und Regiment im alten Basel.
98. 1920. (Jenny, Ernst.) Theodor Meyer-Merian. Ein Basler Literatur- und Kulturbild aus dem 19. Jahrhundert.
99. 1921. (Barth, Wilhelm.) Basler Wandbilder. Ein Beitrag zum Verständnis zeitgenössischer Kunst.
100. 1922. (Heusler, Andreas.) Basels Gerichtswesen im Mittelalter.
101. 1923. (Schwarz, Ferdinand.) Isaac Iselin's Jugend- und Bildungsjahre.
102. 1924. (Steiner, Gustav.) Der Bruch der schweizerischen Neutralität im Jahre 1913.
103. 1925. (Siegfried, Paul.) Basel und die neue Eidgenossenschaft. Der Anschluß Basels an die Eisenbahnen. Basels Gefundungswerk.
104. 1926. (Siegfried, Paul.) Basel und der erste badische Aufstand im April 1848.
105. 1927. (Jenny, Ernst.) Basler Dichtung und Basler Art im 19. Jahrhundert.
- *106. 1928. (Siegfried, Paul.) Basel während des zweiten und dritten badischen Aufstandes 1848/49.
107. 1929. (Schaub, Emil.) Bilder aus der Sittengeschichte Basels im 18. Jahrhundert.
108. 1930. (Barth, Wilhelm.) Basler Maler der Spätromantik. Böcklins Zeitgenossen und Nachfolger
109. 1931. (Schweizer, Eduard.) Eine Revolution im alten Basel. (Das Einundneunzigste Wesen.)
110. 1932. (Gustav Steiner.) Die Befreiung der Landschaft Basel in der Revolution von 1798.

* bedeutet vergriffen.